

Runggaldier („Deutung menschlicher Grunderfahrungen im Hinblick auf unser Selbst“, 143–223) beschäftigt sich mit den philosophischen und weltanschaulichen Hintergründen des Naturalismus. „Wie wir die Frage nach unserem Selbst und unserer personalen Identität beantworten, hängt von der Deutung unserer menschlichen Grunderfahrungen ab. Diese hängen ihrerseits mit unseren Grundüberzeugungen über das Leben und die Wirklichkeit zusammen“ (157). Runggaldier thematisiert die Alltagserfahrungen der Vergänglichkeit, der Verantwortlichkeit im Handeln, der räumlichen und zeitlichen Situiertheit („indexikalische Erfahrung“, 170), des Strebens nach Überleben sowie den Unsterblichkeits- und Auferstehungsglauben. Die naturalistischen Deutungen menschlicher Grunderfahrungen verschreiben sich unkritisch dem methodischen Reduktionismus der Naturwissenschaften, alternative Deutungen weichen den Naturwissenschaften aus oder treten in Konkurrenz zu ihnen (155). Runggaldier möchte beide Einseitigkeiten unter Wahrung ihrer berechtigten Anliegen vermeiden. Das erfordert das Konzept einer umfassenden Philosophie, welche Rationalitätskriterien für die mit den Deutungen verbundenen philosophischen Grundoptionen entwickelt und auf diese Weise die Kompatibilität der Anliegen sichtbar machen kann (155). Runggaldier nennt drei solcher Rationalitätskriterien: Widerspruchsfreiheit, Einheitlichkeit und Offenheit für Lebenserfahrung (152 ff, 179 f). Die Deutung der Vergänglichkeitserfahrung auf dem Boden einer monistischen Ereignisontologie, für die es letztlich nur zeitlich Ausgedehntes, aber keine „Kontinuanten“ (161) und keine „diachrone Identität“ (161), d. h. nichts gibt, „das mit dem Fluß der Zeit mitgeht und als dasselbe in der Zeit weiter existiert“ (158), widerspricht „grundlegenden Alltagsüberzeugungen“ (159). Ebenso verhält es sich mit der naturalistischen Leugnung von Subjekten bzw. den naturalistischen Versuchen, absichtliches Tun im Sinne einer Ereignisontologie zu erklären (166 ff). Wird die Indexikalitätserfahrung in naturalistischen Deutungen weginterpretiert, weil diese nur die naturwissenschaftliche Zugangsweise zur menschlichen Wirklichkeit anerkennen, so dient sie dualistischen Deutungen für die Behauptung des menschlichen Selbst als einer „Realität sui generis“ (177). Die erste verabsolutiert den Standpunkt der dritten Person auf Kosten jenes der ersten Person, die zweite umgekehrt denjenigen der ersten Person auf Kosten des Standpunkts der dritten Person. Diese Einseitigkeiten vermeidet die „komplementäre Deutung der Indexikalität“ (177). Sie berücksichtigt die Möglichkeit, sich sowohl „als ich“ als auch „als jemand“ verstehen zu können, „der eine objektiv identifizierbare Person ist. In dieser Deutung fallen die indexikalische und die objektive Art zu referieren nicht prinzipiell auseinander“ (178). Da Nichtausschließung noch nicht Koinzidenz oder Identität impliziert, ist die „Auffassung, daß es für unser Ich oder Selbst möglich ist, sogar unseren biologischen Tod, d. h. das zeitliche Ende unserer Existenz als Menschen zu überleben, nicht obsolet“ (182). In den systematischen Überlegungen zur Frage nach dem Selbst (200 ff) greift Runggaldier auf Topoi des klassischen Hylemorphismus zurück. Der lebenspraktischen Überzeugung unseres Weiterexistierens durch die Zeit als identisch bleibender Wesen wird am ehesten eine Ontologie gerecht, die „Kontinuanten oder aristotelische Substanzen“ (210) kennt und das Kontinuitätskriterium in der sortalen Bestimmung eines Individuums, d. i. in der individuellen *forma substantialis* festmacht (216 ff).

Allen drei Beiträgen merkt man an, daß sie aus interdisziplinärer Zusammenarbeit erwachsen sind. Sie sind in ihrer klaren Argumentation aufeinander abgestimmt und ausgewogen in ihrer Kritik der zurückgewiesenen Positionen. Das aufmerksame Studium des Bds. kann jedem, dem es um die neuesten neurowissenschaftlichen Forschungsergebnisse und das Problem ihrer philosophischen Deutungen zu tun ist, nur empfohlen werden.

G. PÖLTNER

BUTLER, JUDITH, *Psyche der Macht*. Das Subjekt der Unterwerfung. Aus dem Amerikanischen von Reiner Ansén. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2001. 197 S., ISBN 3-518-11744-0.

Seit ihrer Publikation *Gender Trouble* aus dem Jahre 1991, mit der Butler (= B.) zu einer der am kontroversesten weltweit diskutierten feministischen Philosophinnen avancierte, setzt sie sich in der Tradition des Poststrukturalismus mit dem ontologischen Sta-

tus des Subjekts auseinander. Doch erst mit dieser im Original bereits 1997 vorgelegten Monographie widmet sie sich ausführlich den für eine Subjektphilosophie relevanten psychologischen Implikationen ihrer feministischen Theorie. In Kontinuität zu ihrer Auffassung, daß selbst das biologische Geschlecht nicht als dem Diskurs vorgängig, sondern von diesem abhängig gedacht werden muß, stellt sie das geschlechtliche Subjekt in seiner Ambivalenz als zugleich ohnmächtig und mächtig dar (vgl. 18). Ohnmächtig ist es, weil es nicht mehr wie das traditionelle Subjekt als souverän eingestuft werden kann, da es von der jeweiligen historischen Diskursformation in seiner ontologischen Existenz abhängt. Als mächtig und damit eingeschränkt souverän kann es jedoch gelten, weil ihm eine abgeleitete Handlungsfähigkeit ermöglicht wird, die in den Brüchen des jeweiligen Diskurses begründet liegt. Man sieht sehr schnell, auf welcher fundamentalen Annahme dieses Modell beruht: Es gibt kein Subjekt jenseits des Diskurses, der als historisch spezifische Organisation der Signifikation verstanden wird. Die Signifikation gilt dabei nicht als einmalig, sondern als regulierter Reptionsprozeß, worin die Brüche und in diesen Abweichungen und damit Oppositionen begründet liegen. Damit leugnet B. aber nicht, daß es überhaupt ein Subjekt gibt. Das war ein erkenntnisleitendes Interesse des Strukturalismus, der in Radikalisierung einer Schwächung des Subjektes durch ihren Ahnherrn Ferdinand de Saussure mit seiner nicht-intentionalistischen und nicht-repräsentationalistischen semiotischen Sprachtheorie glaubte, sich des Subjekts entledigen zu können.

Die durchgehend aufgewiesene Grundthese B.s lautet: Das Subjekt wird im selben Moment gebildet und unterworfen (vgl. 18). Die Macht, die hier am Wirken ist, wird in Übereinstimmung mit Michel Foucault als repressiv und produktiv zugleich verstanden. Bindeglied von Macht und Subjekt ist die Sprache. Ein Außen der Macht ist so unmöglich wie ein Außen der Sprache. Die Unmöglichkeit eines Jenseits der Sprache fundiert B.s poststrukturalistische Spielart des *linguistic turn*. Auch das Subjekt in oppositioneller Haltung wiederholt aufgrund der produktiven Abhängigkeit des Subjekts von der Macht zwangsläufig seine Unterwerfung. Dieser Zurückweisung einer Opposition im Sinne eines Außerhalb des Diskurses korrespondiert die Unterhöhlung der Dichotomie von einem Innen und einem Außen des Subjekts. Die Psyche als Begriff für das Innen des Subjekts verlangt daher, in Begriffen der regulierenden und produktiven Wirkungen der Macht reformuliert zu werden. Das Verhältnis der politischen Sphäre zum Subjekt kann deswegen auch keines der bloßen Internalisierung sein, weil das Internalisierungsmodell von einem ontologischen Dualismus von Subjekt und Politischem ausgeht (vgl. 24, 66, 73, 114, 127, 158, 160, 167, 181, 183). Ansatzpunkt für die Reformulierung der Psyche ist die ständige Wegbegleiterin des strukturalistischen und auch des poststrukturalistischen Paradigmas: die Psychoanalyse. Diese wird in den Händen B.s folglich immens politisch. Zur Erhellung der Psychodynamik eines Subjekts muß bei einem Selbstverhältnis angesetzt werden, dessen Ursprung die politische Sphäre des Normativen ist und sich in seiner Identität einem regulierten Reptionsprozeß verdankt, der historisch spezifisch organisiert ist.

Zum Aufweis ihres Modells der Subjektivation als zugleich von Konstitution und Unterwerfung des Subjekts mit dem Schwerpunkt einer Explikation der psychischen Form dieser Subjektivation unternimmt B. eine kritische Lektüre der Schriften von Georg W. F. Hegel, Friedrich Nietzsche, Sigmund Freud, Michel Foucault, Louis Althusser. Das geschieht über sechs, teilweise wiederabgedruckte Kap. hinweg, die von einer Einleitung, einer Danksagung und den Anmerkungen eingerahmt und einem Kommentar von Adam Phillips zum fünften Kap. und einer Erwiderung von B. unterbrochen werden.

Angesichts der hohen textinternen Redundanz werde ich in der weiteren Besprechung nicht dem Verlauf der einzelnen Kap. nach Inhalt und Argumentationsform nachgehen. Ich versuche, dem Buch dadurch zu einer besseren Vorstellung und Würdigung zu verhelfen, indem ich auf einige Anfragen eingehe, die B. offensichtlich auch in dieser Monographie erwidern möchte.

So, wie man im Hinblick auf ihre Geschlechtertheorie sofort fragt, was es denn nun ist, das unserer Rede von Mann und Frau zugrundeliegt oder sie bewirkt, wenn doch eine Referenz auf eine vorgängig zur Referenz in sich bestimmte Körperlichkeit (nicht

Leiblichkeit!) unsinnig sein soll, so fragt man sich hier: „Wer oder was handelt, inszeniert, bringt hier eigentlich handelnd hervor“ (19)? Die Prosa von B. macht es sehr schwierig, ihrer Antwort auf die Frage nachzugehen. So erscheinen zunächst sehr viele und heterogene Kategorien, die man glaubt, als Antworten qualifizieren zu können: „Leben“ (180), „Todestrieb“ (175, 180), „innerpsychische Einheit von Ich und Über-Ich“ (167), „Wille“ (66, 69, 75, 76, 116), „Körper“ (67) „das Subjekt selbst“ (68), „Leidenschaft“ (70), „ursprüngliches Verlangen nach dem Gesetz“ (103) „Individuum im Sinne Althussers“ (110), „Begehren“ (129, 160). Letztendlich revidiert der Text die Frage und erklärt sie zu einer grammatikalischen Täuschung, die zu falschen Antworten verführt, wenn diese Kategorien irrtümlicherer Weise favorisiert werden (vgl. 68, 74, 98, 105, 110, 116f.). Mit den Worten B.s: „Wenn es ein Subjekt erst als Konsequenz aus dieser Subjektivation gibt, dann erfordert die erzählende Erklärung dieses Sachverhalts, daß die Zeitstruktur der Erzählung nicht richtig sein kann, denn die Grammatik dieser Narration setzt voraus, daß es keine Subjektivation ohne ein Subjekt gibt, das diesen Prozeß durchläuft“ (106). Diese Argumentationsfigur ist aus anderen Texten B.s bekannt. Sie bringt hier also nichts Neues.

Die Subjektivation hat also keinen Träger. Wie und warum geschieht dann aber die Subjektivation? Die Antwort auf das Warum wird sehr schnell geliefert: In der Subjektivation als Gleichzeitigkeit von Unterwerfung und Konstitution des Subjekts spielt das Begehren eine entscheidende Rolle, auch wenn wir uns darüber belehren lassen mußten, daß das Begehren nicht als Träger der Subjektivation gelten kann, da dieses dann als Subjekt der Subjektivation gelten müßte. Es handelt sich um ein Begehren nach einer sozialen Existenz, nach der Teilnahme am gesellschaftlichen Leben. Auch der Todestrieb erscheint hier wieder, weil das Todesrisiko, als Ausschluß vom gesellschaftlichen Leben verstanden, mit der „Unüberwindbarkeit des Sozialen koextensiv“ (32) ist.

Zur Frage nach dem Wie der Subjektivation: Wie ausgeführt, beschäftigt B. hier die Subjektivation ihrer psychischen Form nach. „Die psychische Subjektivation markiert eine ganz bestimmte Modalität der Subjektivation“ (26). Erneut weist sie die Alternativen von voluntaristischer und mechanistischer Erklärung der Subjektbildung zurück, weil die Subjektivation weder auf der Ebene des Bewußtseins anzusiedeln noch als unwillkürlicher Zwang im Sinne eines mechanistisch induzierten Effekts zu verstehen ist (vgl. 113). Ihre Erklärung: „Die Annahme von Machtbedingungen, die man sich nicht selbst gegeben hat, für die man jedoch anfällig ist, von denen man, um zu sein, abhängig ist, erscheint als nüchterne Grundlage der Subjektwerdung. [...] Eine Neubeschreibung der Sphäre der psychischen Subjektivation ist erforderlich, um klarzumachen, wie gesellschaftliche Macht Modi der Reflexivität erzeugt, während sie zugleich die Formen der Gesellschaftlichkeit begrenzt“ (25). Kurz gefaßt ist die Beschreibung eine Verallgemeinerung der Antwort auf die Frage nach dem Wie der Entstehung von Weiblichkeit und Männlichkeit, von Heterosexualität und Homosexualität auf die Subjektivation über den Bereich der Geschlechtlichkeit hinaus: Eine Matrix, beschreibbar als eine historisch spezifische Organisation des regulierten Replikationsprozesses, also der Signifikation im Sinne B.s, erzwingt die zitatenförmige und damit ständige Wiederholung des Vorgegebenen unter Androhung des gesellschaftlichen Ausschlusses; bei der unabweislich zu wiederholenden (des normativ gekoppelten Ideals von) Identität wird eine Identität performiert; das Verbot zur Trauer über den Ausschluß anderer Möglichkeiten der ritualisierten Performance, die um so bewußter werden, je häufiger unvermeidliche Brüche in der Wiederholung des erzwungenen Ideals auftreten, erzeugt eine Melancholie; es handelt sich um einen tropischen Vorgang, mit masochistischen Zügen (vgl. 64, 67, 83f., 88, 89, 98, 99, 101, 107, 112, 126, 158, 160, 167, 175). „Der Begriff des Rituals verweist darauf, daß sie durchgeführt, performiert wird und daß in der Durchführung dieser Wiederholung eine Überzeugung entsteht, die in der Folge dann in die Durchführung integriert wird“ (113).

Unklar bleibt aber, ob in der Beantwortung der Frage nach dem Warum doch noch ein Subjekt der Subjektivation erscheint? Was hat es mit dem Beharren im eigenen Sein, das an verschiedenen Stellen immer wieder anklingt (41, 43, 54, 64, 66, 67, 69, 76ff., 121, 126ff., 131, 176) auf sich? Wird hier nicht doch eine Intentionalität verhandelt, die wir eigentlich nur Subjekten zusprechen sollten? Die Frage bleibt: Wer oder was ist es nun,

der oder das sich der Unterwerfung beugt, durch die überhaupt erst Subjekte entstehen? Wie kommt B. dazu, die Frage nach dem tragenden Ursprung der Subjektivation zu einer bloßen grammatikalischen Verführung zu erklären? Es ließe sich der Gewährsmann Jacques Derrida mit seiner konsequenten Zurückweisung des Ursprungsdenkens aufgrund eines unhintergehbaren Verweisungszusammenhangs von bereits nicht mehr Ursprungslosem anführen. Und in der Tat scheint das die Antwort von B. zu sein. Das konstituierte Subjekt verweist gleichzeitig mit dem Verweis der Unterwerfung auf das sie tragende Subjekt auf die Unterwerfung selbst.

Dieser Beitrag B.s. stützt damit erneut meine Einschätzung, daß die kritische Auseinandersetzung mit ihrer Geschlechtertheorie eher bei ihrem Derridaschen denn bei ihrem Foucaultschen Erbe ansetzen sollte.

J. H. FEHIGE

WILDBERG, CHRISTIAN, *Hyperesie und Epiphanie: Ein Versuch über die Bedeutung der Götter in den Dramen des Euripides* (Zetemata; 109). München: Beck 2002. 232 S., ISBN 3-406-48419-0.

Kein griechischer Dramatiker ist in der Interpretation so umstritten wie Euripides, und eines der zentralen Probleme ist die Frage nach der Rekonstruktion seiner Theologie. Vom Atheismus bis hin zum religiösen Traditionalismus sind Euripides fast alle erdenklichen Positionen zugeschrieben worden. Wildberg (= W.) hat nun einen neuen Versuch vorgelegt, die Bedeutung und Funktion der Götter in den Dramen des Euripides zu bestimmen. Dabei geht W. von der Darstellung bestimmter Hauptfiguren einiger Dramen aus, die ihr Handeln ausdrücklich mit Bezug auf die Götter verstehen. W. spricht in diesem Zusammenhang von Integritätsfiguren. Unter Integritätsfiguren versteht W. Menschen, die „mit ihrem Denken, Reden und Handeln geistig-religiösen Werten und Normen mit Nachdruck Geltung verschaffen“ (53). W. stellt ausdrücklich fest, daß sich nicht in allen Dramen des Euripides Integritätsfiguren finden, die aus religiösen Motiven heraus handeln, sondern oft aus profanen Motiven wie Rachsucht, Habgier, Machtstreben usw. getrieben werden (vgl. Anm. 71 auf S. 89). Das Interesse seiner Studie gilt erstens Integritätsfiguren, die ihr Handeln in bezug auf die Götter verstehen. Der zweite Schwerpunkt der Studie liegt auf der Frage nach der Bedeutung der Schlußepiphanien. Hier kommt es W. darauf an, anhand einiger Beispiele zu zeigen, daß die Schlußepiphanien in einem durchdachten Zusammenhang mit dem Drama und den Personen des Dramas stehen.

W. zeigt nun anhand von einzelnen Beispielen, daß wichtige Gestalten in den Dramen von Euripides so handeln, wie sie handeln, weil sie sich in den Dienst von bestimmten, unbedingt verpflichtenden Werten stellen, die sie mit Bezug auf die sie symbolisch vertretenden Götter verstehen. Er diskutiert Alkestis (13–36), Medea (37–62), die Herakliden (64–73) und Helena (74–90). Im Zusammenhang mit der Frage nach den Schlußepiphanien diskutiert er vor allem Hippolythos und die Bakchen (113–172). Vier Anhänge über philologische Einzelfragen sowie die üblichen Indizes runden diese Studie ab.

W. arbeitet heraus, daß Alkestis' Bereitschaft, für ihren Mann zu sterben, auf ihrem Verständnis der Ehe beruht. Anders als in der märchenhaften Vorlage des Alkestisstoffes ist Alkestis bei Euripides seit längerer Zeit mit ihrem Mann verheiratet. Beide haben Kinder. Die Ehe und die unbedingte Treue, die sie ihrem Mann geschworen hat, und nicht ihre emotionale Bindung an ihren Mann ist es, die sie für ihn sterben läßt. Diese Werte, denen sie sich so unbedingt verpflichtet weiß, daß sie in den Tod geht, bekommen im Drama einen Bezug zum Göttlichen (vgl. 28). In dem Handeln der Menschen sind die Götter präsent, „nicht im Modus der Wirkursache [...], sondern als *telos* [d.h. als Ziel], in der Gesinnung, dem Geist und Charakter des Handelnden“ (ebd.). Eine ähnliche Verbindung zwischen den Handlungen eines Menschen und seinen Überzeugungen in bezug auf die Götter weist W. in seiner Studie auch für Medea nach. Medea wäre nicht richtig verstanden, wenn wir in ihr die wahnsinnig gewordene männermordende Barbarin sähen. Sie rächt vor allem, daß der Eid, für den vor allem Zeus selbst steht, übertreten worden ist. Sie weiß sich als Vollzugsorgan des göttlichen Willens. Sie selbst sei zusammen mit den Göttern verantwortlich für den Plan. „Götter stehen als Zeugen und Richter von Schwur und Verrat im Hintergrund des Geschehens und konstituieren gleich-